

Ein Kinderheim.

Es war im August 1914. In dem stattlichen roten Backsteinbau des Mädchenlyzeums, das während der Ferien ganz still und verlassen dastand, war urplötzlich lebhafteste Bewegung und buntes Treiben entstanden, und die Bewohner des vornehmen Villenviertels sahen zu ihrem unermesslichen Erstaunen hinter dem eisernen Gitter im Schatten des Anstaltsgartens eines Tages kleine hölzerne Bänkechen und Weidenkörbe stehen, aus denen Säuglinge guckten, sahen auf den Wiesen, zwischen den Gemüse- und Blumenbeeten, die die Lyzealschülerinnen gepflanzt hatten, eine lachende, schwärmende Kinderschar, die sich nach Herzenslust tummelte. Und mitten unter ihnen ganz junge Mädchen mit weißen Ärmelschürzen und niedlichen Holländerhäubchen, die die kleinen Geschöpfe mütterlich und fürsorglich betreuten, mit ihnen spielten, ihnen zu essen gaben und ihnen allerlei nützliche Handgriffe beibrachten. Der Lyzealdirektor, ein warmer Kinderfreund, hatte mit wundervoller Geschäftlichkeit und einem Eifer, der der reinsten und edelsten Menschenliebe entsprang, das jugendliche Korps seiner Schülerinnen rasch zu Helferinnen herangebildet und im Handumdrehen ein Asyl aus dem Boden gestampft, in dem die ersten vom Kriege betroffenen Reservistenfrauen, die ratlos und betäubt im Bezirk umherirrten, ihre Kinder tagsüber bergen konnten. Und die resolute, nicht minder warmherzige Oberlehrerin der jüngsten Lyzealschüler hatte unbedenklich ihre Ferientage geopfert und stand Tag für Tag in der geräumigen Schulküche, um all den hungrigen Mäulchen eine zugleich nahrhafte und schmackhafte Mittagskost zu bereiten. Da gab es täglich wohlgefüllte Suppenteller, Berge von dampfendem Reis oder von Nudeln und durch reichliche Liebesgaben oft noch überdies manchen Lederbissen in Gestalt von Früchten. So blieb es bis tief in den Oktober hinein. Als der Schulbeginn die Kinder ihres Asyls zu berauben drohte, hatte die Frauenhilfsaktion des Bezirkes mit magistratischer Unterstützung eine Ausspeisung in einem leerstehenden, sehr geräumigen Hause etabliert. Rasch wurden die Kinder, die bisher im Lyzeum so freundliches Obdach gefunden, im Verein mit den neu hinzugekommenen Kindern — bereits mehr als hundert an der Zahl — in diesem Hause untergebracht. Nun galt es, neben der magistratischen Mittagsausspeisung aus eigenen Mitteln Frühstück und Hause zu schaffen und für alle Kosten aufzukommen, die ein Kinderheim verursacht. Die Spenden flossen so reichlich, daß neben den jugendlichen Helferinnen bald auch bezahlte Kräfte für Beaufsichtigung und Reinigung eingestellt werden konnten. Die Hauptarbeit aber leisteten nach wie vor die freiwilligen Mitarbeiterinnen, und zur Ehre der Schule, aus der sie hervorgegangen, zum Lobe der heranwachsenden weiblichen Jugend muß es gesagt werden, daß die jungen Mädchen mit einer ganz seltenen Pflichttreue, mit unermüdlicher Ausdauer und mit bewunderungswürdigem Geschick es verstanden, die kleinen, oftmals verstockten, geistig und körperlich verwahrlosten Kinder zu sich heranzuziehen, durch Liebe und Geduld zu gewinnen und in manches betrübte und verbitterte Kindergemüt Glück und Freude zu zaubern. In achtzehn Monaten gewissenhaftester und ange strengtester Arbeit ist es gelungen, die kleinen Geschöpfe zu Pünktlichkeit und Ordnung zu erziehen. Allmorgendlich um 9 Uhr finden sich die Kinder sauber gewaschen und sorgfältig gekämmt im Heime ein. Die Kinder sind in drei verschiedene Altersgruppen geteilt. Die Kleinsten spielen, singen und flechten, die Größeren lernen Flecken, Stopfen und Nähen, die Knaben hämmern und malen. Den Schulkindern steht eine sorgfältig ausgewählte Jugendbibliothek zur Verfügung. Im Sommer spielen sie im ge-

räumigen Garten und bauen unter sachverständiger Leitung Gemüse an.

Es ist nur ein altes, notdürftig für seinen gegenwärtigen Zweck hergerichteter Haus, in dem die Kinder Zuflucht finden. Ein paar alte Schulbänke, einige Tische und ein wenig alter Hausrat bilden die einzige Einrichtung dieses improvisierten Kriegsfinderheims. Aber die Kinder finden Licht, Luft, Wärme, genügende Nahrung und ein offenes Ohr für ihre kleinen Schmerzen und Freuden. Und die Kinder hängen denn auch mit großer Liebe an ihrem Heim und an denen, die es betreuen.

Noch dauert der Krieg. Das Heim aber, das für Kriegszeiten errichtet ward, droht einzustürzen, weil die Kosten der Erhaltung immer größer werden und die Zahl der Gönner immer geringer wird. Und nun soll mitten im Kriege, was mit Liebe und Begeisterung errichtet und von der ärmsten, vom Kriege am stärksten betroffenen Bevölkerung als Wohlthat und Segen empfangen wurde, wieder vernichtet werden! Wenn nicht rasche und ausgiebige Hilfe kommt, werden die Kleinen bald vergeblich an die geschlossene Pforte ihres Tagesheims pochen, sie werden den Gefahren der Straße wieder schutzlos ausgeliefert sein, sie werden von ihren Müttern wieder in den dumpfen Behausungen der licht- und freudlosen Mietskasernen eingesperrt werden, sie werden wieder hungern und frieren und aufs neue der Verwahrlosung verfallen, dem Laster entgegenreisen.

Unsere vielgebriefene Volksschule wird nach dem Kriege allmählich einem anderen Ideal weichen müssen und die Notwendigkeit wird zur Heimischule hindrängen, in der Schule und Haus in eine Einheit zusammenfallen. Dann wird voraussichtlich auch jeder volkreiche Häuserblock seine Krippen, Kindergärten und Elementarschulen haben, die dem Kinde nicht nur für einzelne, sondern für alle Stunden des Tages ein freundliches Obdach bieten. Dann würde Erziehung und Belehrung auch in eins verschmelzen und den Kindern könnten beizubringen die richtigen Begriffe nicht nur über Hygiene, sondern über Rechtfertigung, Aufrichtigkeit und staatsbürgerliche Pflichten beigebracht werden. Bis dahin ist der Weg aber vielleicht noch weit und steinig.

Und über ferneren Idealen darf man das Nächstliegende nicht verabsäumen. Was uns in der Gegenwart nottut, das ist, die feindliche Gewalt der Schulglocke zu paralysieren, die das Kind nach den beendeten Schulkunden sofort undarmherzig wieder auf das Pflaster wirft. Das moderne Proletariatskind hat noch kein Recht auf Luft, Licht und Raum errungen. Es hat zu Hause in der Stieluft einer überfüllten Kammer kaum eine Stuhllecke für sich, wo es seine Aufgaben machen kann. Die Industrie, der moderne Großstadtbetrieb mit seinem Winkel- und Subunternehmertum raubt den Kindern die Mütter und bietet ihnen in keiner Weise Ersatz. Die einzige Abhilfe gegen die Verwilderung und Verwahrlosung der Jugend, gegen Siedtum, Tuberkulose und Kindersterblichkeit bieten Krippen, Kinderhorte und Tagesheimstätten. Mehr als je ist es jetzt während des Krieges notwendig, diese Heime und Horte zu stützen und ihren Fortbestand zu ermöglichen, wo der Vater im Felde steht und der Verdienstentgang die Mutter aus dem Hause treibt.

Das Kriegsfinderheim, von dem hier die Rede ist, ist von der Frauenhilfsaktion des 13. Bezirkes (13. Bezirk, Siebingerlat Nr. 1) ins Leben gerufen. Es liegt in jenem schönen Villenviertel von Wien, in dem die prunkvollsten Häuser in statuengeschmückten, blumenbesäten Gartenparketten, von der majestätischen Gloriette beherrscht, sich bis an die Gänge des Tiergartens hinziehen. Aus jenen dichtbevölkerten Bezirktteilen jenseits der Wien wandern die Kleinen täglich oft eine Stunde weit bis hart an die Tore Schönbrunn herüber, um in dem Siebinger Tagesheim Zuflucht zu finden.

Wenn ihr Mächtigen, Vornehmen und Reichen an euren Parkgittern die kleinen Blauschürzen

mit ihren Brüdern vorbeiziehen seht, blickt in diese weichen Kindergesichter und denkt daran, daß bittere Tränen in die nun hell und klar blinkenden Augen treten würden, wenn man all diesen Kindern plötzlich ihr geliebtes Heim, in dem sie so gerne weilen, vor der Nase zuschläge! Ihr Mütter alle, die ihr in euren luxuriösen Heime gesunde, wohlgenährte, wohlgehegte und wohlgepflegte Kinder in der geräumigen Kinderstube habt, gedenket jener Kleinen, die minder glücklich sind als die euren, die ohne mütterlichen Beistand, ohne freundliche Behausung, auf das Kinderheim angewiesen sind, das sich bemüht, ein bißchen Frohsinn in die Gemüter der Kinder zu tragen, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens geboren wurden.

Den Vätern, die im Felde stehen, die Kinder gesund und munter erhalten, ist eine Liebesgabe, die nicht zu unterschätzen ist. Und diese Liebesgabe ist zugleich eine soziale Tat von eminenter Bedeutung, die heute noch von der privaten Initiative gefordert werden muß, weil der Staat noch nicht darauf eingerichtet ist, allein mit allen Mitteln für die Volksgeundheit zu sorgen.

Ulise Wengraf.